

Als Feuer vom Himmel fiel . . .

Von Heinz Schickedanz

Am 20. Dezember 2013 sind es genau 70 Jahre her, dass aus dem trüben, abendlichen Winterhimmel Feuer vom Himmel fiel und die Menschen in unserer Heimatstadt, die nicht zum Kriegsdienst einberufen wurden, in Angst und Schrecken versetzten. Der Verein für Geschichte, Heimatpflege und Kultur, kurz: GHK, sieht es als eine seiner Aufgaben an, diese Stunden der Angst und Verzweiflung nicht im Meer der Vergangenheit versinken zu lassen, sondern noch einmal an diesen Abend zu erinnern, der innerhalb einer knappen Stunde fast die Hälfte unserer Stadt zerstörte und bei dem fünfzig Menschen den Tod im Bombenhagel fanden.

Hier der Bericht des Chronisten, der zu dieser Zeit 12 Jahre alt war und diesen Abend und die darauf folgenden nie vergessen hat.



Die Ludwigstraße – ein einziger Trümmerhaufen

Wir wohnten in der Karlstraße und wie fast jeden Tag, wenn die Dämmerung hereinbrach, trafen sich Buben und Mädchen an der „Hecke“ (Durchgang von der Karlstraße aus in die Pfarrgasse/Wiesengasse). Damals war der Schlager „Unter der roten Laterne von St. Pauli“ das, was man heute einen Hit nennen würde und den wir immer wieder trällerten. Wir erzählten von der Schule, die meist nur noch zwischen Voralarm und Alarm stattfand und was wir so alles erlebt oder angestellt hatten. Als die Nacht langsam hereinbrach, die Fenster in den Häusern alle verdunkelt waren, damit kein Lichtschein feindliche Flieger anlocken könnte, machten wir uns auf den Heimweg. Wir wohnten, das heißt meine Mutter und ich, nur ein paar Häuser weiter und sie legte Wert darauf, dass ich zu Hause war, wenn sie von der Arbeit kam.

Ich war, wie immer, unpünktlich und als ich die Frage: „Hast du Schulaufgaben gemacht und deinem Vater geschrieben?“ mit Nein beantwortete, trat ich schnell den Rückzug an und hörte dabei, wie die Oma, die mit einer ledigen Tochter zusammen über uns wohnte, rief: „Ei, iwwer, der Kerch (ev.-ref. Marktplatzkirche) isses ja ganz hell, die hawwe Leuchtschermscher) abgeworfe.“ Meine Mutter erschrak und vergaß die Ohrfeige, schnappte das obligatorische Luftschutzgepäck, trieb Oma und Tante an: „Auf ab in den Keller!“ Als wir über den Hof rannten, war die ganze Umgebung hell erleuchtet, die evangelische Kirche stand in Flammen und überall hörte man das Pfeifen und Gejaule von Spreng- und Brandbomben, dazwischen ein tieferes Wummern, als Luftminen explodierten. Alle Hausbewohner saßen schon zitternd und bebend im Dunkeln, da es keinen Strom mehr gab und auch der Voralarm ausgeblieben war.

Das Bombardement dauerte etwa 40 Minuten, die kein Ende nehmen wollten.

Als es zwischendurch etwas ruhiger wurde, drängte es Georg Gromann, Sohn des Hausbesitzers, der in Gießen Tiermedizin studierte und einen Kurzurlaub bekommen hatte, hinaus. Als er die Kellertreppe hinauf rannte, flitzte ich ihm nach, nicht auf die Rufe meiner Mutter hörend. Im Hof lagen drei, vier brennende Brandbomben, die schnell mit einigen Eimer Sand gelöscht waren. Doch aus der Schlafstube der Oma im ersten Stock des Hinterhauses, quoll Rauch. Georg Gromann voran und ich hinterher, sprangen wir die noch heile Holzterasse hoch in die Stube. Die war voller Rauch, die Federbetten glimmten stark und wären bestimmt in Flammen aufgegangen, wenn sie Herr Gromann nicht geistesgegenwärtig aus dem Fenster geworfen hätte.

Als die Bombeneinschläge wieder näher kamen, flüchteten wir in den Keller, wo meine Angehörigen voller Angst auf uns zwei Ausreißer gewartet hatten. Wir hörten noch den Einschlag einer Luftmine in das Nachbarhaus und als Nachwirkung den Luftdruck und das Getöse des einstürzenden Gebäudes. Die Bewohner hatten es, wie wir später erfuhren, rechtzeitig verlassen und bei Nachbarn Schutz gesucht.

Die nervöse Spannung im Keller wich langsam und als es draußen ruhiger wurde, wagten wir uns hinaus. Der Anblick der Karlstraße war mehr als bestürzend, Häuser brannten und der Feuersturm nahm einem fast den Atem. Die Trümmer eingestürzter Häuser versperrten die Straße und den Bürgersteig. Wir versuchten mit den unmittelbaren Nachbarn Kontakt aufzunehmen und waren froh, dass sie alle noch gesund, aber völlig deprimiert waren.

Meine Mutter und ich machten uns dann auf die Suche nach der Familie ihrer Schwester, die in der Bahnhofstraße wohnte. Es war ein Hindernislauf durch ein Inferno. Trümmer überall, brennende und ausgebrannte Häuser, die wegen Wassermangel Raub der Flammen wurden. Wir fanden die Schwester und ihre beiden Töchter nicht, erfuhren aber, dass sie lebten und irgendwo in der Nachbarschaft untergekommen waren.

Dann ging es zurück, wobei die Luftschutzwarde, die von den Nazis bestellten Aufpasser, uns öfter kontrollierten. Es war weit nach Mitternacht, als wir wieder in der Karlstraße ankamen. Tante und Oma hatten sich ein provisorisches Lager im Keller hergerichtet und waren erleichtert, dass die Gesuchten unversehrt waren.

Als wir unsere Wohnung betraten, fiel meine Mutter fast in Ohnmacht. Die Decken in allen Räumen war heruntergebrochen und der Mörtel lag nicht nur auf dem Fußboden, sondern auch auf Schränken und in unseren Betten. Wir räumten ihn notdürftig weg, aber an Schlaf war nicht zu denken.

Am Morgen nach der Bombennacht war meine erste Frage an meine Mutter: „Sind die Plätzchen noch da?“ Sie hatte das Weihnachtsgebäck aus den knappen Sonderzuteilungen, die es zu Weihnachten gab, schon einige Wochen vorher gebacken und es vor mir versteckt, da sie meine Naschhaftigkeit kannte. Jetzt holte sie die Schüssel, deren Deckel fortgeflogen war, aus dem Versteck und dann kam die Enttäuschung: Die Sterne, Engel und andere Figuren waren unter einer dicken Staubschicht verborgen: „Ob man die noch essen kann?“ fragte ich enttäuscht und mit Tränen in den Augen. Mutter zuckte mit der Schulter und beendete das Thema.

Der Heilig Abend kam und als es dunkelte, wurde mir gesagt, dass wir in einem verhältnismäßig heilen Keller unter der Werkstatt schlafen könnten. Wenig begeistert nahm ich es zur Kenntnis. Doch ich war sehr erstaunt, als ich die Tür öffnete und ein kleiner mit roten Kerzen geschmückter Weihnachtsbaum leuchtete. Ein Geschenk gab es nicht, doch die Plätzchen waren weitgehend vom Putz befreit und durchaus essbar. Zwar knirschte es manchmal zwischen den Zähnen, aber das nahm ich gerne in Kauf.



Links die ausgebrannte Waldschule, rechts der Wasserturm, der dem Bombenhagel standhielt

Langsam gewöhnten wir uns an den Anblick der Trümmerstadt. Der Alltag hatte uns wieder und mit ihm der tägliche Fliegeralarm zu jeder Tages- und Nachtzeit. Da fast alle Schulen zerstört waren, gab es nur noch unregelmäßig Unterricht, dafür aber mehr Einsätze zur Trümmerbeseitigung.